

Stephanie Nordt und Thomas Kugler (2010):

Gefühlsverwirrung queer gelesen: Zur psychosozialen Situation von LGBT-Jugendlichen

Was zeichnet lesbische, schwule, bisexuelle und transgender-Jugendliche aus?

Die Forschung beschäftigt sich erst seit den 1980er Jahren mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen – mit Trans*¹ Jugendlichen erst seit etwa Anfang dieses Jahrtausends – so dass es nur verhältnismäßig wenige Daten zu diesen Gruppen gibt. Die vorliegenden Forschungsergebnisse beziehen sich meist auf schwule bzw. auf lesbische und schwule Jugendliche, teilweise wird auch auf bisexuelle und Trans*Jugendliche eingegangen. Das Thema Trans*Jugendliche ist wissenschaftlich noch am wenigsten erforscht, doch kann davon ausgegangen werden, dass sie in vielen Punkten vergleichbare Erfahrungen mit Sexismus und Homophobie machen wie lesbische und schwule Jugendliche.

Hier einige Forschungsergebnisse und ihre Hintergründe:

Im Allgemeinen wird davon ausgegangen, dass der lesbisch-schwule Anteil der Gesamtbevölkerung bei ca. 5-10% liegt. Lesbische Mädchen und schwule Jungen befinden sich also in jeder Jugendgruppe, aber sie sind nicht ohne weiteres zu erkennen. Das unterscheidet sie von Angehörigen anderer vulnerabler Gruppen, wie etwa Kindern aus Einwandererfamilien. Lesbische und schwule Jugendliche bleiben als solche weitestgehend **unsichtbar**. Das korrespondiert mit der allgemeinen relativen Unsichtbarkeit schwuler Männer und mehr noch lesbischer Frauen in unserer Gesellschaft. Welche Gründe haben lesbische und schwule Jugendliche, sich nicht zu erkennen zu geben und warum werden sie von ihrer Umwelt nicht wahrgenommen?

Lesbische und schwule Jugendliche haben wie auch Trans*Jugendliche **keine greifbaren Vorbilder**. Das heißt, dass sie kaum positive Identifikationsangebote für ein glückliches Leben als Lesbe oder Schwuler oder Trans* vorfinden. Fast alle Vorbildfiguren in Filmen, Jugendbüchern, Comics, in der Popkultur, in der Werbung, im Sport und auch unter den real ansprechbaren Erwachsenen in Schule und Familie sind heterosexuell und entsprechen den gängigen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Und das fängt nicht erst mit dem Jugendalter an: Schon im Kindermärchen finden Prinz und Prinzessin einander.

So durchlaufen also auch LGBT-Jugendliche eine **heteronormative Sozialisation**, in der sie von früh auf lernen, dass die Welt in ausschließlich zwei Geschlechter unterteilt ist, denen jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Rollen zukommen. Ebenso lernen sie in dieser Zeit, welche Lebensform gut und erwünscht ist und wie sie einmal lieben und leben sollen. Die Erwartungen der verschiedenen Erziehungsinstanzen - Familie, Kindergarten, Schule und Freizeiteinrichtungen - im Hinblick auf eine eindeutige Geschlechterrolle und ein heterosexuelles Begehren sind allgegenwärtig - von Kinderspielen bis zur Gestaltung der Schulbücher. Und weil bis zum Beweis des Gegenteils alle in unserer Gesellschaft für heterosexuell gehalten werden, halten sich auch lesbische und schwule Jugendliche dafür - jedenfalls so lange, bis sie bei sich gleichgeschlechtliche Gefühle wahrnehmen (für viele ist das bereits im Alter von 11 bis 13 Jahren der Fall). Für solche Gefühle ist in unserer Sozialisation jedoch ebenso wenig Platz wie für geschlechtsuntypisches Verhalten. In der Regel werden Mädchen gefragt, ob sie schon einen Freund haben und Jungen wird die Frage nach einer Freundin gestellt. Mädchen, die sich nicht geschlechtsrollenkonform verhalten wird die Botschaft vermittelt kein richtiges Mädchen zu sein. Jungen, die sich nicht „jungentypisch“ verhalten, werden schnell in ihre Schranken verwiesen. Häufig wird ihnen gleichzeitig eine

¹ Der von uns gewählte Begriff Trans* schließt alle Menschen ein, die eine andere geschlechtliche Identität besitzen und ausleben oder darstellen als jene, die ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung in negativer Weise zugeschrieben, auch schon in frühen Jahren, wo die sexuelle Orientierung sonst üblicherweise noch keine große Rolle spielt.

Sowohl gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung als auch geschlechtsuntypisches Verhalten werden lächerlich gemacht und abgewertet. Kinder lernen schon früh, dass man andere besonders empfindlich treffen kann, wenn man sie als schwul oder lesbisch beschimpft. Unter den **Schimpfwörtern** auf Schulhöfen rangieren diese Begriffe dementsprechend auch ganz oben. Kinder und Jugendliche benutzen "schwul" und "lesbisch" oft als abwertende Begriffe, ohne zu wissen, was die Wörter eigentlich bedeuten, also ohne eine Vorstellung davon, wie Lesben und Schwule leben. Und offen lesbische bzw. schwule Vorbilder, die dem etwas entgegensetzen könnten, existieren kaum. Viele Schimpfwörter dienen zudem dazu, Überschreitungen der Geschlechterrolle zu kritisieren und rollenkonformes Verhalten einzufordern.

Wenn Jugendliche auf **Bilder von Lesben, Schwulen und Trans*Personen** treffen, dann geht es häufig um abschreckende Zerrbilder: das Hauptinteresse der Medien liegt eher auf der Darstellung von schrillen Männern in Frauenkleidung, Lesben kommen hier kaum vor. Vereinzelt gibt es schwule oder lesbische Prominente, die aber von den Lebenswelten der Jugendlichen und ihrem Alltag sehr weit entfernt sind. Es ist zwar eine positive gesellschaftliche Entwicklung hierzulande, dass einige wenige Personen des öffentlichen Lebens zu ihrer gleichgeschlechtlichen Lebensform stehen, aber als Identifikationsmodell ist das Leben von Prominenten oder Figuren aus Fernsehserien für die allerwenigsten Jugendlichen tauglich. Und Unterstützung holen können sie sich bei ihnen auch nicht.

Wenig Unterstützung – und das ist für viele das Schlimmste – bietet meist auch die eigene **Peergroup**, denn gerade in der sowieso schon konflikträchtigen Zeit der Pubertät gilt die Maxime unter Gleichaltrigen „Wer dazugehören will, darf nicht anders sein“. Unter Jugendlichen gibt es ein starkes Bedürfnis nach Abgrenzung und nach gemeinsamen Regeln oder einem gemeinsamen Code für die In-Group. Wer davon abweicht, steht außen vor. Deshalb ist es sicherer, von gleichgeschlechtlichen Gefühlen in der eigenen Gruppe lieber nichts zu sagen - zumal viele lesbische und schwule Jugendliche diese verunsichernden Gefühle eine Zeit lang auch selbst ablehnen und verleugnen. Dazugehören ist alles, und nichts ist schmerzhafter als von der Gruppe ausgeschlossen zu sein. Jugendliche, die wahrnehmen, dass sie sich in ihrer psychosexuellen Identitätsentwicklung oder Geschlechtsidentität von der Mehrheit unterscheiden, fühlen sich nicht zugehörig und befürchten negative Konsequenzen, falls sie offen von ihrem Anderssein sprechen.

Und die **Eltern**, die doch für Jugendliche Ansprechpartner_innen in Problemsituationen sein sollten? Sie haben mit der Homosexualität eines eigenen Kindes selbst Probleme. Die sexuelle Identität von LGBT-Jugendlichen löst häufig familiäre Konflikte aus, die bis zum Rauswurf oder zur Flucht aus der Familie führen können. Wie eine niederländische Studie schon 1986 zeigte, lehnt fast die Hälfte aller Eltern ihr lesbisches oder schwules Kind ab, nur ein Viertel hat damit keine Probleme. (J. Geerlof, Hebben homo's ouders?, Utrecht, 1986). Auch eine Berliner Studie von 1999 stellte fest, dass mindestens ein Elternteil negativ auf die Homosexualität ihrer Tochter oder ihres Sohnes reagiert. Zwei Drittel der dort befragten Jugendlichen hatten **negative Reaktionen von ihrem sozialen Umfeld** erlebt, die von Beschimpfungen bis zu körperlicher Gewalt reichten (K. Schupp, Sie liebt sie. Er liebt ihn, Berlin, 1999).

Ein US-amerikanischer Report diagnostiziert **Jugendobdachlosigkeit** als ein Problem, von dem LGBT-Jugendliche überproportional häufig betroffen sind. Etwa 35% der ca. 12.000 obdachlosen Jugendlichen im US-Staat Illinois identifizieren sich selbst als lesbisch, schwul, bisexuell oder Transgender. Diese Jugendlichen finden oft nur schwer Zugang zu Obdachloseneinrichtungen, da die Anbieter diesen Zielgruppen in der Regel ignorant, ängstlich und unwissend begegnen (National Gay and Lesbian Task Force Policy Institute / National Coalition for the Homeless, 2006).

In Berlin leben nach Schätzungen des Senats etwa 1800 Minderjährige überwiegend auf der Straße. Bisher gibt es keine Untersuchung über die Anzahl von LGBT-Jugendlichen, die in Deutschland auf der Straße leben oder in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe untergebracht sind. Es ist jedoch anzunehmen, dass auch hier – ähnlich wie etwa in den USA oder Schottland – LGBT-Jugendliche überproportional häufig von Jugendobdachlosigkeit betroffen sind. Denn auch in Bezug auf andere psychosoziale Probleme unterscheiden sich die deutschen Studienergebnisse nicht maßgeblich von denen aus anderen vergleichbaren Ländern.

Homophobe Einstellungen im sozialen Umfeld tragen als zentrale Faktoren dazu bei, dass Jugendliche, die bei sich gleichgeschlechtliche Gefühle entdecken, darauf nicht mit Freude, Spannung und Begeisterung, sondern mit Angst, Sorge oder Verdrängung reagieren, und sehr häufig mit Schweigen. Auf die Frage „Was ging dir durch den Kopf, als dir das erste Mal bewusst wurde, dass du dich von Jungen (oder Mädchen oder Jungen und Mädchen) sexuell angezogen fühlst?“ fielen die Antworten der online befragten 271 Mädchen und 447 Jungen in einer deutschen Vergleichsstudie sehr unterschiedlich aus: Für 32,2 % der heterosexuellen Jugendlichen standen „Verliebtheit und Schwärmerei“ im Vordergrund, was nur bei 6,5 % der homosexuellen und nur bei 3,1 % der bisexuellen Jugendlichen der Fall war. Dagegen rangierten „Panik und Verzweiflung“ für 21,9 % der homosexuellen und 17,4 % der bisexuellen Jugendlichen sehr hoch unter den **Erstreaktionen** auf ihre Gefühle. Demgegenüber gaben nur 1,7 % der heterosexuellen Jugendlichen Panik und Verzweiflung als erste Reaktionen an (M. Watzlawik, Uferlos?, Aachen, 2004).

Lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche schweigen zumeist über ihre Gefühle. Sie teilen sich nicht mit, weil sie nicht wissen, wie ihr Gegenüber sie beurteilen wird. Sie verschweigen ihr Anderssein und probieren, allein damit klarzukommen. Sie schweigen, weil sie niemanden haben, mit dem sie reden könnten. Dies führt für sie häufig in eine Situation von Einsamkeit, Unsicherheit und Isolation, die heterosexuelle Gleichaltrige nicht kennen lernen. Eine typische Aussage dazu ist: "Ich dachte, ich bin die/der einzige auf der Welt."

Wie in der Forschung deutlich wird, erfahren lesbisch und schwul empfindende Jugendliche nur wenig oder keine Unterstützung durch ihre soziale Umgebung. Vielmehr werden sie aufgrund ihrer Gefühle sogar häufig zu Zielscheiben von Witzen, Verachtung und anderen Diskriminierungsformen bis hin zu körperlicher Gewalt. Die Diskrepanz zwischen den eigenen Gefühlen und Wünschen und den verinnerlichten Moralvorstellungen und der Ablehnung durch die Außenwelt führt bei vielen zu psychosozialen Problemen. Das häufigste in den Studien genannte Problem ist Einsamkeit. Informationen über lesbische und schwule Lebensweisen sowie Vorbilder haben die Jugendlichen kaum. Mehr als die Hälfte der befragten lesbischen Mädchen und schwulen Jungen in Berlin versucht, mit alarmierenden Strategien, wie z.B. Alkohol- und Drogenkonsum, ihre Schwierigkeiten zu verkraften. Eine niederländische Studie über die Situation lesbischer und schwuler Jugendlicher in der Schule stellt neben Isolation und Unsicherheit eine ganze Reihe weiterer Probleme fest, von denen sie häufiger als ihre heterosexuellen Mitschüler_innen betroffen sind. Dazu gehören Lernprobleme, Konzentrationsstörungen, Verhaltensstörungen wie übertrieben freches oder überangepasstes Verhalten, Alkohol- und Drogenmissbrauch, psychosomatische Probleme wie Ess- und Schlafstörungen, Angst und Schuldgefühle, mangelnde Selbstakzeptanz, Vermeiden sozialer Situationen, Depressionen und Suizidversuche (A. Kersten, T. Sandfort, Lesbische en homoseksuele adolescenten in de schoolsituatie, Utrecht 1994).

Die Lebensbedingungen von lesbischen Mädchen unterscheiden sich in einigen Punkten von denen schwuler Jungen. Dazu gehören beispielsweise ein späteres Coming Out, noch größere Unsichtbarkeit, andere psychische und psychosomatische Probleme. Die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erfahrungen lesbischer Mädchen korrespondieren mit denen von heterosexuellen gleichaltrigen Mädchen.

In einer Studie aus Niedersachsen von 2001 wurde die Lebenssituation, soziale und sexuelle Identität schwuler Jugendlicher untersucht und 353 junge Schwule zwischen 15 und 25 Jahren

befragt (U. Biechele, G. Reisbeck, H. Keupp, Schwule Jugendliche, 2001). Es stellte sich heraus, dass ihr Coming-out von den gleichen Konflikten begleitet war wie das der Generation vor ihnen in den 1970er Jahren: Das Bewusstwerden der gleichgeschlechtlichen Gefühle erfolgte bei den meisten Befragten zwischen dem 14. und 17. Lebensjahr. In dieser Phase litten die meisten an **Einsamkeit** und erheblichen **Identitätsproblemen**. 27-38% der von ihnen befragten schwulen Jugendlichen berichteten von Beschimpfungen, 5,7 – 7,0 % hatten körperliche Gewalt erlebt. Auch in der **Schule** hatten 22 % von ihnen erlebt, dass Lehrer_innen bei solchen Abwertungen weghörten. 27,2% berichten sogar, dass Lehrer_innen bei Schwulenwitzen mitlachen. Nur 18% berichteten von einer Intervention durch Lehrkräfte. Laut der Berliner Studie erlebten zwei Drittel der befragten lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen negative Reaktionen ihres sozialen Umfeldes von Beschimpfungen bis zu körperlicher Gewalt – 9% der Jungen und 11% der Mädchen berichteten von körperlicher Gewalt.

Noch häufiger sind die **Diskriminierungserfahrungen von Trans*Jugendlichen**. Eine britische Studie ermittelte bei den 872 befragten Trans*Personen, dass 64% der Transmänner und 44% der Transfrauen in der Schule diskriminiert worden sind, und dies nicht nur von ihren Mitschüler/-innen sondern auch vom Schulpersonal einschließlich der Lehrkräfte. Entsprechend berichteten 55% der Transfrauen und 36% der Transmänner, dass sie keinerlei Gewalt oder Diskriminierung erlebt haben (S. Whittle, L. Turner und M. Al-Alami, Transgender and Transsexual People's Experiences of Inequality and Discrimination, Manchester 2007). Dies scheint ein Widerspruch dazu, dass geschlechtsuntypisches Verhalten bei Jungen (den sog. 'sissy boys') gemeinhin stärker sanktioniert wird als bei Mädchen (den sog. 'tomboys'). Allerdings halten Whittle et al. es für wahrscheinlich, dass Jungen lernen, geschlechtsuntypisches Verhalten oder eine untypische Geschlechtsidentität effektiv zu verbergen, da sie sich dem Druck durch ihre Mitschüler_innen bewusst sind. Jungen passen sich also den traditionellen Geschlechternormen an, um soziale Ausgrenzung zu vermeiden.

Ein länderübergreifender Forschungsbericht von ILGA Europe und IGLYO (J. Takacs, Social exclusion of young LGBT People in Europe, Brüssel 2006) unterstreicht, dass **Familie und Schule** die Bereiche mit den größten Anpassungsschwierigkeiten für LGBT-Jugendliche bilden. Mehr als die Hälfte der Befragten berichtete von Vorurteilen und Diskriminierungen in der Familie, zwei Drittel von negativen Erfahrungen an Schulen. Diese äußern sich vor allem als Einschüchterung (Bullying) durch andere Schüler_innen in Form von Beschimpfung, Ächtung und körperlichen Angriffen. Doch auch homophobe Äußerungen von Lehrkräften wurden als Problem benannt, ebenso die fehlende aktive Unterstützung durch Lehrkräfte oder das Verschweigen von LGBT-Lebensweisen in den Rahmenplänen und Lehrplänen.

Der wohl alarmierendste Befund aus allen Studien ist das erhöhte **Suizidrisiko** von LGBT-Jugendlichen. 44,9% der von Biechele et al. befragten schwulen Jugendlichen hatten bereits einen Suizid in Erwägung gezogen, 19,2% hatten ernsthaft daran gedacht, sich umzubringen; 8,7% der Befragten hatten sogar schon einen oder mehrere Suizidversuche hinter sich. Anteilig sogar noch höher lag das Suizidrisiko bei den jungen Lesben, Schwulen und Bisexuellen, die 1999 in Berlin zu ihrer psychosozialen Situation befragt wurden. Die von der Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport in Auftrag gegebene Studie brachte das erschreckende Ergebnis, dass für Jugendliche mit gleichgeschlechtlicher Orientierung ein viermal höheres Suizidrisiko besteht als für ihre heterosexuellen Altersgenoss_innen. Eine Studie aus Österreich von 2006 ermittelte sogar eine sechsfach erhöhte Suizidversuchsrate bei schwulen Jungen (G. Faistauer, M. Plöderl, Out in der Schule, Salzburg 2006). Eine Befragung von 90 Trans*Personen zwischen 16 und 26 Jahren in Frankreich ergab, dass 69% der Befragten schon über Suizid in Zusammenhang mit ihrer Transidentität nachgedacht hatten. 34% hatten bereits einen oder mehrere Suizidversuche hinter sich. Die meisten taten dies im Alter von 12 bis 17 Jahren (Homosexualités & Socialisme [HES] and the Movement of Affirmation for young Gays, Lesbians, Bi and Trans [MAG-LGBT Youth], 2009).

Es zeigt sich deutlich, dass LGBT-Jugendliche eine schwierige Aufgabe in der an Schwierigkeiten ohnehin nicht armen Zeit der Pubertät zu bewältigen haben. Die Antwort auf

die entscheidende Frage dieses Lebensalters, "Wer bin ich?", ist für sie nicht ohne weiteres zu geben, sondern muss errungen werden. Das **Coming out**, die Bewusstwerdung und Annahme der eigenen sexuellen Orientierung, ist ein langwieriger Prozess der Identitätsentwicklung und -findung. Es vergehen in der Regel zwei bis drei Jahre, bis dem inneren Coming out auch ein äußeres folgt: das Reden über die eigenen Gefühle mit anderen, der Dialog und Austausch und schließlich das selbstbewusste Mitteilen "Ich bin lesbisch." bzw. "Ich bin schwul.", das so genannte **Going public**.

Der Identitätsfindungsprozess von Trans*Jugendlichen wird oft als doppeltes Coming-out beschrieben, bei dem zunächst die sexuelle Orientierung im Zentrum steht (lesbisches bzw. schwules Coming-out), dann aber die sexuelle Identität (Coming-out als Trans*). Auch ihr Coming-out und Going public als Trans* ist gekennzeichnet von der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bildern von vermeintlich richtiger Männlichkeit bzw. Weiblichkeit und wird erschwert von Sexismus und Homophobie. Das Going Public bleibt für alle LGBT-Personen ein lebenslanger Prozess, denn die Frage „Sag‘ ich es oder sag‘ ich es nicht?“ stellt sich immer wieder aufs neue: Je nach innerem Befinden, Lebensphase, beruflicher oder familiärer Situation entscheiden sich lesbisch, schwul oder bisexuell lebende Menschen und Trans*Personen immer wieder neu und immer wieder anders.

Selbstverständlich erleben LGBT-Jugendliche nicht nur Schwierigkeiten und psychosoziale Probleme. Zu ihrem Leben gehören auch **positive Erfahrungen** und Erlebnisse, wie Verliebtsein, gute und enge Freundschaften, vertrauensvolle und intensive Gespräche, Begegnungen mit für ihr Leben wichtigen Menschen, das befreiende Erlebnis, ja zu sich zu sagen und die Person zu werden, die in ihnen steckt. Doch bisher erleben sie all diese Dinge noch in zu geringem Maße, zu selten und zu spät, weil sexistische, transphobe und homophobe Diskriminierungen ihre Entwicklungsmöglichkeiten einschränken. Auf dem langen und schwierigen Weg vom Coming Out zum Going Public brauchen LGBT-Jugendliche **Informationen, Unterstützung und Rückendeckung**. Letztendlich hängt ihr Glück wie bei allen anderen Menschen davon ab, ob sie geliebt werden und sich selbst und andere lieben lernen. Dazu brauchen sie wie alle Unterstützung und die notwendigen Räume für Selbstfindung und Entfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit. Pädagoginnen und Pädagogen sind besonders gefragt, LGBT-Jugendlichen Mut zu machen, sie zu stärken und in ihrer Entwicklung zu begleiten, damit sie in Zukunft verstärkt Erfahrungen von sozialem Einschluss machen können.

Verwendete Literatur

Biechele, Ulrich / Reisbeck, Günter / Keupp, Heiner:
Schwule Jugendliche, 2001

Faistauer, Gregor / Plöderl, Martin:
Out in der Schule, Salzburg 2006.

Geerlof, Jaap:
Hebben homo's ouders?, Utrecht 1986.

Homosexualités & Socialisme (HES) and the Movement of Affirmation for young Gays, Lesbians, Bi and Trans (MAG-LGBT Youth):
Survey on the experiences of young trans people in France: First sample analysis of 90 respondents at the beginning of April 2009.

Kersten Anne / Sandfort, Theo:
Lesbische en homoseksuele adolescenten in de schoolsituatie, Utrecht 1994.

Kneist, Sigrid:
Straßenkinder zieht es nach Berlin, in: Tagesspiegel vom 31.01.2007.

National Gay and Lesbian Task Force Policy Institute / National Coalition for the Homeless:
Lesbian, Gay, Bisexual And Transgender Youth - An Epidemic of Homelessness, USA 2006.

Rommelspacher, Prof. Dr. Birgit / Kleyböcker, Heiko:
„Vielfalt fördern – Wie lsbt-freundlich sind Jugendhilfe und Schule?“ Untersuchung zum Umgang mit lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgener Lebensweisen in jugendrelevanten Einrichtungen in Lichtenberg von Berlin, 2007.

Schupp, Karin:
„Sie liebt sie. Er liebt ihn.“ Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin.
Hrsg. von der Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 1999.
Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen / Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (Hrsg.):
Regenbogenfamilien, 2001.

Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz (Hg.):
Gesundheitsberichterstattung Berlin Statistische Kurzinformation 2007 – 1. Zur Suizidhäufigkeit in Berlin 1991 – 2005.

http://www.berlin.de/imperia/md/content/sen-statistik-gesundz/gesundheits/kurzinfos/kurzinfo2007_1_bf.pdf?start&ts=1276597821&file=kurzinfo2007_1_bf.pdf

Takacs, Judith:
Social exclusion of young LGBT People in Europe, Brüssel 2006.

Watzlawik, Meike:
Uferlos. Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen.
Hrsg. vom Jugendnetzwerk Lambda NRW e. V., 2004.

Whittle, Stephen / Turner, Lewis / Al-Alami, Maryam:
Transgender and Transsexual People's Experiences of Inequality and Discrimination.
Manchester 2007.